

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 20

20. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. Oktober 1956

Zu Allerheiligen

Die Heiligung des Menschen (zu Karl Barths Kirchlicher Dogmatik IV 1 und 2): Die Verdämmerung der Welt der Heiligen in den Kirchen der Reformation — Die neue Frage nach der Heiligung bei K. Barth — Das radikale Nein im «Römerbrief» von 1921 — Die «stille, aber bestimmte Wandlung» — Die Heiligung als Nachfolge Jesu — Heiligung als Tat — Lob der Werke — «Puritanismus» oder Gottesliebe? — Die «aktualisierte» Christologie bei Barth — Sein und Tun in Christus sind aber nicht zu trennen — Der versöhnte Mensch ist schon «Neue Kreatur» — Unterscheidung von Weg und Vollendung.

Kirche

Amerikanische Geschäftsleute untersuchen die katholische Kirche: Administrative Erfahrungen der Kirche und efficient Management — Kirchliche Arbeit in graphischen Tabellen — 32 «empfehlenswerte» Punkte — Versagen beim Mittelstand — Public Relations — Kirche und Finanzen — Organisatorische Bewertung — Kirche und amerikanischer Einfluss.

Ex urbe et orbe

Der Katholizismus in Oesterreich (2. Teil): Organisation und Verbindung mit dem öffentlichen Leben — Erfolg in den Kreisen der *Intelligenz* und des *Bürgertums* — Entchristlichte Arbeiterschaft — Hochstehende Presse — Verinnerlichung und Intensivierung des *religiösen Lebens* — Volksliturgie — *Verjüngter Episkopat* — Kampf ums Konkordat — Eherecht, Schule und Erziehung — Finanzielle Fragen — Diskussionen um kirchliche Methoden.

Forum

Ursachen der Fehlkritik an neuen Kirchen: Bischöfliche Kommission fordert *sachliche* Kritik — Analyse der Gegebenheiten — Temperament der verschiedenen *Nationen* — Architekt und örtliche Gegebenheiten — Einseitige theoretische Reflexion — Verengender Rahmenbegriff — Das Argument aus der Kunstgeschichte.

Die Heiligung des Menschen

(Zu Karl Barths Kirchlicher Dogmatik IV. 1 und 2)¹

Es war nicht nur ein Zufall der Geschichte, sondern die Stunde ahnungsreicher Wahl, dass Martin Luther am Vorabend des *Allerheiligenfestes* seine 95 Thesen an das Tor der Schlosskirche zu Wittenberg nagelte. Wohl steht in den 95 «Sätzen» kein einziges Wort gegen den hohen Stand der «Heiligen» oder gegen die «guten Werke» im Leben der Christen. Aber das Stichwort von der *lebenslangen Busse* des sündigen Menschen gab der kommenden Bewegung bereits ihr späteres Gefälle. Lebenslange Busse heisst für Luther bald: Rechtfertigungsglaube. «Summa summarum: Unser Leben heisst remissio peccatorum, Vergebung der Sünde» (EA 62, S. 267, Tischreden). «Der heiligste Stand ist derer, die da gläuben, dass Christus allein unsere Heiligkeit sei» (EA 50, S. 248). Jeder Gedanke, dass die guten «Werke» eine Würde vor Gott oder ein Anrecht auf den Himmel begründen könnten, sollte ausgeschlossen sein. Luther war an seiner Grunderkenntnis der Rechtfertigung «allein aus Glaube» soviel daran gelegen, dass er um der unmissverständlichen Klarheit willen in seine Übersetzung von Rö 3,28 das Wörtchen «Allein», das im Urtext nicht steht, eingefügt hat. Diese Sicht der Rechtfertigung hat in letzter Konsequenz Luther den flammenden Protest gegen die «römische Werkerei» auf die Lippen gelegt, ob sich die «Werke» nun in der «krassen Art» des Mönchslebens als dem Stand der Vollkommenheit oder in der sublimen Form edler

Moral zeigen. Der Antichrist, der sich gern in einen Engel des Lichtes kleidet, soll sogar mit Vorliebe die Lehrsäle der Moralisten betreten (H. Thielicke, Theologische Ethik I, 275). Die Folge war, die grandiose Welt der Heiligen verdämmerte notwendig. Das Ordensleben wurde als Abirrung vom wahren Evangelium betrachtet. Der Gedanke der Heiligung im aktiven Sinn verblasste fast völlig. «Es ist doch unser Tun umsonst!» Das «Schweizerische reformierte Volksblatt» machte unlängst die Feststellung: «Die Heiligung ist ein Stiefkind der protestantischen Kirche» (5. 7. 1952). D. Bonhoeffer sagt in seiner «Ethik» dasselbe theologischer, wenn er schreibt: «In unseren reformatorischen Kirchen blieb die Frage nach dem Verhältnis Jesu Christi zu den Guten und zu dem Guten, merkwürdig unberührt» (164).

Es hat nun gerade Karl Barth, der durch sein machtvolles Wort und durch das weltweite Echo bei Kirchen und Theologen² bereits heute schon als der unbestrittene protestantische «Kirchenvater» des 20. Jahrhunderts betrachtet werden darf, das Wagnis unternommen, die Frage nach der Heiligung in grösster Dringlichkeit und Ausführung neu zu stellen. Er

² «Antwort», Festschrift zum 70. Geburtstag von Karl Barth. Evangelischer Verlag, Zollikon-Zürich, Preis Fr. 48.70. Diese Festschrift ist nicht nur ein beredtes Zeugnis für die weltweite Wirkung der Theologie K. Barths, sondern auch eine lebendige Auseinandersetzung über hochaktuelle Fragen aus Theologie und Kirche.

¹ Evangelischer Verlag, Zollikon-Zürich. Preis Fr. 43.70 bzw. 54.10.

möchte es tun, obwohl er sich der «Gefahr» bewusst ist, in diesem Bereich die «unheimliche Saugkraft des römischen Katholizismus zu spüren zu bekommen» (IV, 2, 8). Barths sehr positive Antwort wird für viele eine freudige — oder auch ärgerliche — Überraschung bedeuten. Ärgerlich natürlich für jene «Barthianer», die «immer noch in der Nachwirkung der einst durch den ‚Römerbrief‘ von 1921 erregten Betäubung» leben (ebd. VI).

Die «stille Wandlung» K. Barths

Der *junge* Karl Barth hatte bekanntlich als Theologe der Krisis das totale Gericht über jede Heiligungsbewegung des Menschen ergehen lassen. Nach der berühmt gewordenen dramatischen christlichen Studentenkonzert im Aarauer Grossratssaal 1920 schrieb Professor A. von Harnack an Prof. E. Vischer in Basel über Barths Vortrag voll innerlicher Empörung: «Die Erwägung, dass sich diese Art Religion überhaupt nicht ins wirkliche Leben umsetzen lässt, sondern nur als Meteor, und zwar als ein zerplatzender, über ihm erscheinen kann, mildert den Eindruck wenig, da man sich immer wieder fragen muss, wie kann ein Pfarrer, der doch Seelsorger sein soll, so urteilen» (A. von Zahn, A. v. Harnack, S. 532). In seinem Römerbrief-Kommentar von 1921 warf Barth alles menschliche Tun in das verbrennende göttliche Nein. Auch die «besten» Taten sind nichts als Sündenleidenschaften. «Was sich *im Menschen* abspielt von den Exerzitien im Benediktinerkloster bis zum Weltanschauungszirkel des sozialdemokratischen Volkshauses, das sind alles Stufen an *einer* Leiter» (394). Jede Heiligung im Sinne des Pietismus oder Methodismus oder gar des römischen Katholizismus galt als sentimentale Selbsttäuschung, als ein «trunkenes Verwischen der Distanz zwischen Gott und Mensch». In seinem Buch «Rechtfertigung und Heiligung» (3. Aufl. 1930) schrieb der damalige Theologieprofessor in Basel, A. Köberle, über die Theologie K. Barths: «Man bekommt hier nur zu leicht den Eindruck, als gäbe es für den Satan lediglich *eine* Art von Beute, nämlich die frommen Sünder, während das zahllose Heer, das die in den Lasterkatalogen aufgeführten Gottlosen stellen, dagegen als geringfügig erscheint» (283).

Der *reife* K. Barth muss sich heute eher gegen seine eigenen Leute verteidigen. «Wie aber, wenn ich nun von diesem und jenem meiner bisherigen Freunde und Nachbarn die Frage hören müsste: Ob ich jetzt nicht (nach der andern Seite) des Guten zuviel getan, dem Menschen nun doch wieder zuviel zugeschrieben, wohl gar als älter gewordener Löwe endlich und zuletzt doch noch gelernt haben möchte, Stroh zu essen?» (IV, 2, VII). Er möchte es nicht einen Bruch mit seiner seit seinem Abschied vom Liberalismus vertretenen Grundanschauung nennen. Etwas von dem «fernen Donnerrollen des Römerbriefes von 1921» könne auch jetzt nicht überhört werden (ebd. VII). Er habe möglichst unparteilich auf das Zeugnis der Schrift und der Kirche hörend fortwährend hinzugelernt und daraus folge, dass das Gesicht seiner Kirchlichen Dogmatik fortwährend in einer stillen, aber bestimmten Wandlung begriffen sei (ebd. VIII). In der ersten Periode hätte gegenüber aller Vermenschlichung Gottes der überwältigend Hohe und Erhabene als der ganz «Andere» verkündet werden müssen. Rückblickend müsse gesagt werden, dass damals nicht die ganze Wahrheit erkannt worden sei. Es schien fast, als ob man Gott an Stelle des Menschen gross werden liess. Neben dem eigentlichen Anliegen wäre die Erkenntnis von der Menschlichkeit Gottes zu kurz gekommen. Gottes Göttlichkeit schliesse seine Menschlichkeit nicht aus. Diese Erkenntnis bedeute eine Auszeichnung des Menschen, seines menschlichen Wesens und der menschlichen Werke. K. Barth bezeichnet es gar als eine «spezielle Gefahr» *heutiger* evangelischer Dogmatik, eine Lehre von der Versöhnung zu konstruieren, in der der mit Gott versöhnte Mensch im Grunde abwesend sei, jedenfalls unsichtbar bleibe. Damit würde sie aber auch von dem

versöhnenden Gott bei aller Kunst und Beredsamkeit, die sie ihm und seiner freien Gnade zuwenden möchte, nicht reden, sondern schweigen (ebd. 6). Barth glaubt, sich auf die Reformatoren berufen zu können, dass der *articulus stantis et cadentis ecclesiae* nicht die Rechtfertigungslehre als solche, sondern das Bekenntnis zu Jesus Christus ist, in welchem alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen liegen. Mag man beim *jungen* Luther neben den «blendenden Lichtern» auch «verwirrende Dunkelheiten» finden, der *spätere* Luther sprach in artikulierter Weise von einer doppelten Rechtfertigung, von einer doppelten Heiligung, von einer doppelten Gesetzeserfüllung (IV, 1, 586). «Eines ist sicher, dass das Zentrum der Theologie Calvins nicht in der Lehre von der Rechtfertigung (Nachlass der Sünden) zu finden ist» (ebd. 585). Den Modernen aber wird zu bedenken gegeben: «Hat man mit der bekannten Behauptung, dass es sich im Jakobusbrief geradezu um eine Bestreitung der paulinischen Rechtfertigungslehre handle, mindestens vorsichtig umzugehen, so kann doch kein Zweifel daran sein, dass sich nicht nur *seine* Botschaft, sondern auch die der synoptischen Evangelien, der johanneischen Schriften und der sonstigen Bestandteile des neutestamentlichen Zeugnisses... mit der paulinischen Rechtfertigungslehre nicht einfach zur Deckung zu bringen ist» (ebd. 584).

Nachfolge Christi

Neu und für die protestantische Spiritualität sicher etwas überraschend ist die Tatsache, dass K. Barth in seiner Lehre von der Heiligung dem Gedanken der *Nachfolge*, der in der katholischen geistlichen Literatur (leider bedeutend weniger in der Moraltheologie!) zentrale Bedeutung hat, einen wichtigen Platz einräumt. «Der Begriff der Nachfolge ist das Stiefkind der evangelischen Ethik», musste der Lutheraner Prof. Runestam in der «Zeitschrift für systematische Theologie» VI,4 mit Bedauern feststellen. «Seine bisherige Behandlung zeigt, dass er der evangelischen Theologie unbequem gewesen ist. Sie ist in Verlegenheit gewesen, was sie mit ihm anfangen soll und man hat den Eindruck, dass sie tatsächlich Anstrengungen, die einer besseren Sache würdig gewesen wären, gemacht hat, um ihn ausser Kraft zu setzen oder ihm einen Inhalt zu geben, der ihn ungefährlich, das heisst wirkungslos machen sollte.» Noch 1953 schrieb Prof. Th. Süss, Paris, in der «Theol. Literaturzeitung»: «Der Begriff der Nachfolge hat in der protestantischen Ethik mit starkem Widerstand zu kämpfen» (Sp. 129). Dies hänge, meint Prof. Wingren, sicher auch damit zusammen, dass bis vor kurzem die Rechtfertigungslehre als das selbstverständliche Zentrum der Lutherdeutung angesehen wurde. Es wäre schwer gewesen, einer Nachfolge Christi neben der Rechtfertigung «aus Glaube allein» Raum zu geben. Es sah aus als würde man die «Werke» in die Rechtfertigung einführen. Die Rechtfertigungslehre sei der grosse Hebelarm der evangelischen Kontroverstheologie gegenüber den «Römischen» gewesen («Theolog. Literaturzeitung» 1950, Sp. 385ff.).

Dietrich Bonhoeffer, der «visionäre Denker» und mutige Bekenntnispfarrer und Märtyrer für den evangelischen Glauben (hingerichtet am 9. 4. 1945), war es, der fast seine ganze Theologie auf den Boden der Nachfolge Christi stellte. «Nur wer in der Nachfolge Jesu... steht, darf sagen, dass er allein aus Gnaden gerecht werde», schrieb er 1937 in seinem Buch «Nachfolge» (S. 8). K. Barth, Bonhoeffers persönlicher Freund, glaubte in dessen Auffassungen von Rechtfertigung und Heiligung, vor allem in seiner Anweisung zur Schriftmeditation, den «Geruch eines klösterlichen Eros und Pathos» zu finden (Brief vom 14. Oktober 1936), gestand aber in einem spätern Brief an den Landessuperintendenten P. W. Herrenbrück: «Mir ist es längst klar, dass ich dieser Sache (dem Imitatio-Gedanken) in der Kirchlichen Dogmatik an seinem Ort breiten Raum werde geben müssen» (21. Dezember 1952). In seinen eigenen Ausführungen über den Ruf in die Nachfolge lehnt sich K. Barth stark an Bonhoeffer an, demütig bekennd,

dass er nichts Besseres dazu sagen könne, als was von einem Mann gesagt sei, der die Nachfolge, nachdem er über sie geschrieben, auch persönlich und mit der Tat bis zum Ende wahr machen wollte und in seiner Weise wahr gemacht habe.

«Folge mir nach!», das ist der Wortlaut des Aufrufs, in dessen Gewalt Jesus Menschen zu seinen *Heiligen* macht», schreibt Barth und betont: Nachfolge ist keine Gesinnung, keine emotionale Rührung, kein müssiges Gaffen, sondern «ein Sehen, durch das sich die, denen es geschenkt ist, sofort in eine bestimmte *Aktion* versetzt finden» (IV, 2, 603). Es ist ein «Schritt» ins Freie einer bestimmten *Entscheidung und Tat*, in der der Mensch nun eben nicht unverbindlich, sondern verbindlich von sich selbst Abschied nimmt. Der Ruf bedeutet ein «Heraus aus dem Gehäuse einer bloss innerlichen, seelischen, geistigen Bewegung, in der er faktisch noch nichts tut, sondern nur eben maikäfert in tatloser Dialektik, in lauter Erwägungen und Projekten im Blick auf dies und jenes, was er wohl tun könnte und auch wohl möchte» (ebd. 611). Barth verteidigt jenen «einfältigen Gehorsam», der nun genau und wörtlich das tut, was ihm geboten ist, und nicht unter dem Vorwand, das sei ja ein «gesetzliches Verständnis des Gebotes», etwas anderes tut. Jene Interpretatio mit dem rein geistig verstandenen Gehorsam, mit dessen Hilfe man «gegen Mönche, Schwärmer und andere irgendwie ‚gesetzliche‘ Leute herrlich zu triumphieren zu können» meine, sei ein Gespinnst und könne nur aufs rascheste aufgelöst werden. Der von Barth zitierte Kommentar Bonhoeffers zur Sache ist durchschlagend (cf. ebd. 613).

In dem Ruf in die Nachfolge werde «der absoluten Familie ebenso bestimmt Feierabend angekündigt wie dem absoluten Besitz und wie der absoluten Ehre». Eine *allgemeine* Regel sei auch damit nicht gegeben, aber allerdings: die dem Jünger in bestimmter Situation gegebene und von ihm zu bestätigende Freiheit vom Weltgesetz sei auch damit proklamiert. «Keine Frage, dass der Protestantismus gerade *diese* Proklamation Jesu – nicht auch die jener andern Freiheiten (Besitz und Ehre)? – aus lauter Angst vor dem Schreckbild des Mönchtums allzu gründlich überhört, vielmehr weithin so getan hat, als ob Jesus gerade umgekehrt jene Bindung, als ob er erst recht die absolute Familie proklamiert hätte. Kann man sich eigentlich auch nur *einen* der alttestamentlichen Propheten oder der neutestamentlichen Apostel in der durch das vielgerühmte evangelische Pfarrhaus so selbstverständlich neu geweihten Rolle des glücklichen Vaters oder gar Grossvaters oder gar eines Onkels vorstellig machen?» (ebd. 623). Das Mönchtum wird daher von Barth nicht mehr a limine und in Bausch und Bogen als Möncherei disqualifiziert. «Von einem Makarius d. Gr. oder Basilius d. Gr., von einem Benedikt von Nursia, einem Franz von Assisi oder Dominikus oder Thomas a Kempis, sogar von einem Ignatius von Loyola oder einer Teresa von Avila sich in begründeter Weise abzusetzen, war zu ihren Zeiten und ist noch heute nicht so leicht, wie mancher gute Protestant es sich von weitem vorstellt: schon weil sie mindestens Einiges von dem, was wir besser zu wissen meinen, auch gewusst zu haben scheinen, darüber hinaus aber auch Einiges, was auch uns jedenfalls zu denken geben müsste» (ebd. 11). Die Gnade Gottes dürfte seit dem Ruf in die Nachfolge Jesu nicht «billiger», sondern eher «teurer» geworden sein (ebd. 626).

Das Lob der Werke

So wird es nicht mehr überraschen, dass Barth ein ganzes Kapitel überschreiben kann: «Das Lob der Werke». Der in die Nachfolge Gerufene und in die Umkehr Versetzte werde auch zum Tun guter Werke befreit (ebd. 677). Herrliches weiss Barth über die Liebe zu schreiben. Es stimme schon: «Es gibt *keinen* andern Glauben als den, ‚der in der Liebe tätig ist‘» (ebd. 829). Wer den dialektischen Barth gekannt hat, wird gerade hier seine *neue* Stimme hören. Der Mensch kann wirklich Gott lieben. In einer antikritischen Zwischenrede gesteht Barth: Im Zuge der theologischen Erneuerung in unserer Zeit

sei «in Nachwirkung der Ethik Kants und der Theologie Ritschls ein ausgesprochener Puritanismus hinsichtlich des Begriffes der Gottes- beziehungsweise Jesusliebe ein wenig grosse Mode geworden». Die Gottesliebe sei dahin ausgelegt worden, dass sie als direkte Liebe zu Gott und zu Jesus überhaupt nicht tunlich sei, dass als die christliche Liebestat praktisch nur der Gehorsam in der Liebe zum Nächsten in Frage komme. Mittelalterliche Mystik und protestantischer Pietismus galten als religiöse Erotik. In seinen grimmigen Kämpfen für die Agape gegen den Eros habe zum Beispiel A. Nygren (I, 104) noch kürzlich dekretiert, dass eine spontane Liebe der Menschen zu Gott nicht in Frage komme, dass es sich bei dem ersten Glied des Doppelgebotes der Liebe um eine bei den Synoptikern noch obwaltende, bei Paulus dagegen glücklich überwundene Unklarheit handle! «Ich habe in jüngeren Jahren direkt und indirekt auch meinen Teil zu dieser Sache beigetragen» (ebd. 902). Da wir im Zug des Aufräumens mit dem Neuprotestantismus «bei der Frage nach dessen Wurzeln auch auf die Mystik und den Pietismus stiessen, war es begreiflich, dass wir nach dieser Seite scharfsichtig und ziemlich scharf werden mussten. Wir waren aber dabei... allzu gerecht und allzu weise und haben nun doch nicht nur, wie wir dachten, reformatorisch argumentiert und geredet, sondern haben, ohne es zu merken, in unserem Eifer mindestens gelegentlich auf... die Wurzel des Rationalismus zurückgegriffen und deshalb allerlei lebendigen und ernstesten Christen Anlass geben können, zu fragen, ob der Sache mit einer Tempelreinigung solcher Art nun wirklich besser gedient sein möchte. Die Mystik, den Pietismus, die Romantik mit ihren bedrohlichen Auswüchsen meinten wir los zu sein.» Aber wir waren «im Begriffe, uns einer nicht minder bedenklichen Antithese zu verschreiben, laut derer das Werk des Hl. Geistes sich auf die Veranstaltung eines ewigen Werktages reduzieren musste, laut derer es nach Abschaffung der eigentlichen direkten Gottes- und Jesusliebe im Grunde auch kein Gebet mehr geben durfte». «Hier war nun eben seither Einiges hinzuzulernen» (ebd. 902). Barth will in dieser andern Richtung besonnen, aber energisch vorstossen. «Sollte es, wenn da zu wählen wäre, nicht immer noch besser sein, in der Richtung mit Nicolai oder sogar mit Zinzendorf oder Novalis ein wenig zu viel zu sagen und dabei gelegentlich auszugleiten, als mit Kant und Ritschl, mit meinem Römerbrief von 1921 und heute mit Bultmann bolzgerade zehnmal recht zu haben, dafür aber in der Mitte, von der jene schlecht und recht zu leben versuchten, eine Zone des Schweigens zu schaffen und damit vielleicht zu tun, was nach Lk 11, 42 die Pharisäer getan haben: die Liebe Gottes ‚wegzulassen‘, in die Gesellschaft jener reklamierenden Jünger, wenn nicht in die des Kassiers Judas und so oder so unter das Anathema des Paulus von 1 Kor. 16, 22 zu geraten?... Der Puritanismus war ein unvermeidlicher, aber nicht ungefährlicher *Krampf*. Die Warnung, um die es ging, nämlich die Warnung vor religiöser Erotik, war gültig. Als Krampf darf er seine Zeit nun für einmal gehabt haben» (905).

Barth ist heute ein so «freudvoller» Theologe, dass er sogar Kritik übt an der «düstern Landschaft Calvins, in der in der Hauptsache nur die Blitze und Donner der mortificatio zu sehen und zu hören sind» (ebd. 655).

Mit diesen Bemerkungen sind natürlich nur einige *Tendenzen* in der Theologie K. Barths über die Heiligung genannt worden. Wir haben seine *Wandlung* besonders hervorgehoben, weil erstens das heutige Anliegen K. Barths innerhalb seiner Theologie und gegenüber katholischen Überzeugungen damit besser ins Licht gerückt wird, und zweitens forsche Barthianer immer noch mit dem «jungen Barth» in die Arena des theologischen Streites steigen.

Stellungnahme

Man möchte nun meinen, dass bereits eine grosse Nähe zum Katholizismus erreicht sei. Dennoch glaubt K. Barth, dass wir

im Problem der Rechtfertigung und Heiligung, das in der konfessionellen Auseinandersetzung immer wieder die entscheidende Rolle spielen wird (cf. IV, 1, 117), hoffnungslos weit auseinander sind (ebd. 89). Die Entscheidung darüber soll bereits in den ausführlichen christologischen Paragraphen, der an der Spitze des Ganzen steht und «*in nuce das Ganze enthält*», fallen (IV, 2, VII). Überhaupt sei sein Buch daran zu messen, ob er den christologischen Weg legitim gegangen sei und ihn auch richtig beschrieben habe (ebd. VIII.). Es wird Barth unbedingt beizupflichten sein: Es gibt keinen legitimen Weg zum Verständnis des christlichen Lebens, der Heiligung, als Jesus Christus selbst. Heilig werden heisst nichts anderes als Christus gleichförmig werden, was sich existentiell umsetzt in die Nachfolge Christi. Durch die enge Verklammerung der Heiligungslehre mit der Christologie gelingt es K. Barth, *methodisch* einen theologisch wohl durchkomponierten Traktat zu bauen, und *inhaltlich* manche Dinge auf eine Weise zu sagen, die einfachhin als gross bezeichnet werden muss. Die Ausführungen in Bd. IV. 1: «Jesus Christus, der Herr als *Knecht*», der Weg des Gottessohnes in die Fremde, seine Erniedrigung und Selbsthingabe und damit die Aufdeckung des menschlichen Hochmutes, die Begnadigung des Sünders; dann in Bd. IV, 2: «Jesus Christus, der Knecht als *Herr*», die Heimkehr des Menschensohnes, der königliche Mensch und damit der Ruf zur Heiligung, zur Nachfolge, zum guten Werk, diese grosse Schau bringt Durchblicke, die einen nicht mehr loslassen.

Eine theologische kritische Würdigung wird vor allem zu K. Barths Christologie Stellung nehmen müssen. Es kann hier des Raumes wegen selbstverständlich nur andeutungsweise geschehen. K. Barth bekennt sich ausdrücklich zum Christudogma von Chalzedon, das erklärt: In Christus sind zwei Naturen, die göttliche und die menschliche, unvermischt und ungetrennt in einer Person vereinigt. Dieser wahre Satz ist natürlich immer noch weiterer Interpretation fähig. Wichtig ist, wie Barth die Akzente setzt. Alle Begriffe, die ein *Sein*, eine Zuständigkeit, einen Tatbestand ausdrücken, werden möglichst vermieden. Dafür wird die Existenz Christi mit besonderer Betonung als «Ereignis», als Tat, als Geschichte interpretiert. Nach Barths eigenen Worten ist von der «Statik» in der Lehre von Jesus Christus «*nichts übrig geblieben*» (IV, 2, 117). «Wir haben die alte Inkarnationslehre ‚aktualisiert‘» (ebd. 116). Barth ist sich bewusst, dass er damit auch seine «Väter», die Reformatoren, hinter sich lässt. Sachlich ist zur «aktualisierten» Christologie zu sagen, dass sie in vielen Punkten nur eine existentielle Betrachtungsweise der mehr statischen Christusformel von Chalzedon darstellt. Die beiden schliessen sich nicht aus, sondern ein. Die Tendenz Barths geht aber dahin, dass sie sich fast ausschliessen. Das «Ungeteilt und Unzertrennbar», das doch gerade die Hoheit und Macht, den Sieg und Triumph Christi, die Ehre der menschlichen Natur darstellt, kommt nicht recht zum Zuge. Und doch besteht die Grösse und das Geheimnis des Menschensohnes vor allem darin, dass durch die *Einheit* der beiden Naturen in der einen Person des Logos die beiden Naturen und die daraus hervorgehenden Taten unzertrennbar sind. Das «Unvermischt» sagt doch nur, dass Christus wahrer Gott und wahrer Mensch und nicht etwas Drittes ist. Kraft der steten *Einheit* ist die Menschheit Christi und ihr ganzes menschliches Geschehen die Anwesenheit, die Ek-sistenz Gottes selbst in der Welt. Seine Menschheit ist nicht ein ständig neu entzündetes Signal der Anwesenheit Gottes in der Welt, sondern *ist* das Licht der Welt. Der Geist Gottes *ruht* auf ihm. Deshalb *haben* seine menschlichen Akte eine Vollkommenheit, die sie ohne diese hypostatische Union nicht hätten und in keinem andern Menschen haben werden. Darin liegt ja auch das Geheimnis seines Mittlertums. Sein und Tun ist nicht zu trennen.

Auf den einzelnen Menschen angewandt, der nicht wie Christus der mit Gott unzertrennlich vereinte Mensch ist, müssten wir wenigstens analog fragen: Gibt es einen aus dem Geiste

wiedergeborenen Menschen, dem der Geist Gottes zuteil geworden, sodass er ein Erleuchteter, eine «neue Kreatur» mit den ihr und nur ihr entsprechenden Akten *ist*? Barth scheint das nicht zu leugnen. Wie könnte er sonst von der Liebe des Kindes Gottes reden. Wenn man jedoch zurückblättert zu Band IV, 1, bekommt man den Eindruck, dass wieder alles zurückgenommen wird, was in der Heiligung notwendige Voraussetzung ist. Die Begnadigung wird zu einem «mathematischen Punkt» (657). Der in Gottes Gegenwart des göttlichen Freispruches ganz und total gerechte Mensch ist immer auch noch der «ganz, total, vom Kopf bis zum Fuss» ungerechte Mensch. Da ist im Grunde kein in menschlicher Zeit sich vollziehender Akt der Liebe des versöhnten Menschen als Versöhnter möglich. Barth anerkennt die Unterscheidung zwischen schwerer und lässlicher Schuld nicht (IV, 2, 643f., 548ff.). «Todsünde ist... offenbar jede, auch die ‚kleinste‘ Sünde» (IV, 2, 557; 448). «Die römische und lutherische Unterscheidung von peccatum mortale und veniale... kann nur dazu dienen, die Tiefe der freien Gnade Gottes zu verschleiern» (557f.). Wir müssten ja immerdar beten: Vergib uns unsere Schuld (ebd. 643). Sogar die Unterscheidung von willentlicher und unwillentlicher Sünde ist abzulehnen (ebd. 557). Unter dieser Behauptung ist es natürlich unmöglich, dass der Mensch hienieden die Befreiung vom Tod der Sünde in sich einmal *realisiert* findet. Er wird immer wieder das Gesetz der Sünde in seinen Gliedern spüren. Aber ist diese Auslegung «totus peccator, totus justus» schriftgemäss? Gewiss ist der Christ bis an sein Lebensende immer im *Übergang* von der Knechtschaft des «Fleisches» in die Freiheit des Hl. Geistes begriffen. Die volle Freiheit vom Gesetz der Sünde hört erst mit dem Tode auf. Das Gebet: Vergib uns unsere Schuld! bleibt immerdar wahr. Aber die Schrift will doch gerade von diesem *Übergang* reden, der von keinem neutestamentlichen Schriftsteller als blosser mathematischer Punkt verstanden wird, sondern als Leben. Die wahre Gnade Christi ist in *Tat und Wahrheit*, in *re, wirklich befreiend*, nicht nur jenseits des Menschen, sondern *im* Menschen. Der Mensch muss mit seinem eigenen Herzen Gott lieben, soll er heilig sein. So wird sein Herz befreit. Wenn er auch nur im geistigen *Akt* lieben kann (wir klammern die ontologische Frage, was dazu erfordert ist, in Rücksicht auf Barth aus), so *ist* er eben dieser Akt. (Gerade Barth betont sonst – natürlich mehr auf den Sünder blickend: Der Mensch ist, was er tut und er tut, was er ist [ebd. 555].) Es wird schon seine Gründe haben, dass selbst die Reformatoren und ihre Nachfahren mit dem «Simul justus et peccator» (zugleich Sünder und Gerechter) hinsichtlich des Verhältnisses von Rechtfertigung und Heiligung nicht ernst gemacht haben, wie Barth beklagt (ebd. 569). Es gibt wirklich eine Ertötung des «Fleisches» in der Kraft der Gnade Christi. Auch Luther unterscheidet zwischen Sünde «vergeben» und Sünde «ausfegen» (cf. Luthers letzte Predigt in Wittenberg 17. 1. 1546). Das «Neue Leben» ist noch nicht «plene» (vollständig) wie im Paradies, aber «hebet gleichwohl an» (Predigt vom 20. Juli 1544 zu Rö 6; WA 49, 518). Christus hat sich nicht nur für uns geopfert und geheiligt, sondern schenkt seinen heiligen Geist, «der in uns ein neues Leben anrichtet» (WA 52, 257). In dem Sündenbegriff K. Barths ist gar nicht einzusehen, warum nach Paulus ganz bestimmte Sünden vom Reiche Gottes ausschliessen und warum Paulus voraussetzt, dass der von Christus befreite Mensch gerade diese Sünden nicht mehr tun kann (cf. 1 u. 2 Kor).

Die punktuelle Rechtfertigung, wie Barth sie vertritt, nimmt der Heiligung die eigentliche Substanz. So kommt es oft zum Paradox: Wo wir in Worten einander nahe sind, sind wir uns in der Sache fern, und wo wir in Worten uns ferne sind, sind wir in der Sache uns nah. Aufs Ganze gesehen möchten wir dennoch glauben, dass wir in der Sache der Heiligung uns oft näher stehen als die theologische Deutung es zugeben möchte. Vielleicht kann ein Wort einer theologisch ganz Ungebildeten das blitzartig beleuchten und Barths Misstrauen gegenüber der

römischen Werklehre zerstreuen. Die letzten Zeilen, die die kleine Theresia vom Kinde Jesu mit zitternder Hand in «Geschichte einer Seele» schrieb, lauten: «Ja wenn ich alle Sünden, die begangen werden könnten, auf dem Gewissen hätte, ich würde mich mit einem von Reue gebrochenen Herzen in die

Arme Jesu werfen. Denn ich weiss, wie er den verlorenen Sohn, der zurückkehrt, liebt! Nicht weil der gute Gott in seiner zuvorkommenden Barmherzigkeit meine Seele vor der Tod-sünde bewahrt hat erhebe ich mich zu ihm, sondern allein aus Vertrauen und *Liebe* (par la confiance et l'amour).»

A. Ebnetter

Amerikanische Geschäftsleute untersuchen die katholische Kirche

Den Europäer mag es erstaunen, wenn er vernimmt, dass die Leidenschaft der Amerikaner für statistische Untersuchungen nun auch die katholische Kirche unter die Lupe genommen hat. Für den Amerikaner aber, dem Begriffe wie «efficient Management» zum Prüfstein seiner Existenz geworden sind, wäre es erstaunlich, wenn sich sein Interesse jener gewaltigen «Organisation», die wie keine andere Institution die Weltgeschichte gestaltet hat und heute noch auf sie einwirkt, nicht zuwenden würde.

So haben denn tatsächlich zweihundert Angestellte in den letzten acht Jahren sich in Rom und anderswo an die Arbeit gemacht, und heute legen sie nach eingehendem Studium des gesamten materiellen Arbeitsfeldes der Kirche einen Bericht vor, den das «Institute of Management» seinen 15 000 Mitgliedern zugehen lässt.

Auch der erstaunte Europäer wird zugeben, dass die Kirche im Verlauf ihrer Geschichte eine Fülle administrativer Erfahrungen gesammelt hat, die der modernen Welt nützlich sein können, wenn er hier liest, dass sie seit ihrer Entstehung fünf Billionen Menschen getauft haben soll und heute 416 466 Kirchen, 385 219 Priester und 191 681 erzieherische und karitative Einrichtungen besitzt. «In Rom», meint der Bericht, «sagte man uns, die Entwicklung der Kirche zur grössten religiösen Organisation der Erde sei auf ihre göttliche Führung zurückzuführen. Dies ist jedoch bestenfalls eine starke Vereinfachung. Das amerikanische Institute of Management ist der Ansicht, das Neue Testament enthalte entscheidende Beweise für die Notwendigkeit guter Verwaltung auf jedem Gebiet christlicher Tätigkeit.»

Graphische Tabellen

Natürlich bietet die Methode einer solchen Untersuchung reichlichen Anlass zur Kritik. Unser eingefleischte Europäer wird die graphischen Darstellungen nur mit grösster Skepsis aufnehmen.

Da gibt es zum Beispiel eine Tabelle, die der *verwaltungs-mässigen Tüchtigkeit* der Kirche im Lauf der Jahrhunderte gewissermassen statistische Noten erteilt. Wir sehen da eine rote Linie schon im ersten Jahrhundert, nach der die Apostel es nur bis zu 50% Tüchtigkeit in Verwaltung gebracht haben. Die Linie steigt im fünften und sechsten Jahrhundert auf 80%, sinkt dann jedoch wieder ab, zumal im 10. und 11. Jahrhundert, bis auf 40% (vermutlich beeinträchtigt durch die Kreuzzüge). Nach einem kurzfristigen Anstieg im 13. Jahrhundert geht es erst seit dem 19. Jahrhundert wieder steil bergauf. 1870 sind 70%, mit unserem Jahrhundert sogar 90% erreicht.

Eine andere Tabelle zeigt die *zahlenmässige Stärke* der Kirche. Die Kurve bleibt bis zum 17. Jahrhundert unter der Hundert-millionengrenze, steigt dann steil auf in den zwei folgenden Jahrhunderten zu 200 und 300 Millionen und erreicht mit der Gegenwart 468 Millionen.

Der «Eifer» und die «weltliche Macht», welche sich nach An-

sicht der Autoren hinter dieser Leistung verbergen, wird ebenfalls in einer Tabelle «sichtbar» gemacht. Der «Eifer» (rot) wird im ersten Jahrhundert mit 100% bewertet. Bis zum achten Jahrhundert sinkt die Kurve etwas ab, steigt im zwölften kurz wieder an, um mit 20% im achtzehnten ihren Tiefpunkt zu erreichen, von dem wir uns heute (mit 50% bewertet) nur dürftig erholt zu haben scheinen. Die «weltliche Macht» der Kirche (auf der gleichen Tabelle in passendem Schwarz dargestellt) schiebt sich mit dem dritten Jahrhundert in das rote Meer des «Eifers» vor, erreicht im zwölften ihren Höhepunkt, ist noch im achtzehnten dem «Eifer» fast um das Doppelte überlegen, fällt aber heute mit kaum mehr als 30% unter denselben.

Unsere amerikanischen Manager sind jedoch nicht ganz so naiv, wie diese Statistiken zunächst anzudeuten scheinen. Sie wollen nicht darstellen, was sich gar nicht darstellen lässt, weil man weder Eifer noch Macht genau statistisch erfassen kann. Sie glauben aber, wenigstens in «groben Zügen» über all diese Dinge, soweit sie in der Geschichte sichtbar geworden sind, etwas aussagen zu können und eine ungefähre Entwicklungslinie geboten zu haben.

Lob und Tadel

Von besonderem Interesse sind Lob und Tadel, mit denen das Institut keineswegs zurückhält. Nicht weniger als 32 Punkte werden als «empfehlenswert» vorgelegt.

«Die Bedeutung weitgehendster Verschiedenheit für ein langfristiges Unternehmen» steht hier an erster Stelle. Es folgen: «Die Notwendigkeit geographisch autonomer Kontrolle; der Vorteil langer verwaltungstechnischer Tätigkeit und langsamer Beförderung; die Wichtigkeit der Lehre und Belehrung zur Erreichung der Einheit im Denken und Handeln, besonders bei der Dezentralisierung der Autorität; die Notwendigkeit, den einmal eingesetzten führenden Männern volle Autorität zu gewähren. Die Welt könne von dem Brauch in der Kirche lernen, nur solchen Personen Autorität zu verleihen, über deren Integrität, Fähigkeit und Fleiss Sicherheit besteht. Lobend erwähnt werden weiter die Aufstiegsmöglichkeit von der untersten bis zur höchsten Stufe; die Weisheit, mit dem Eifer etwas zurückzuhalten, wenn einmal eine einflussreiche Stellung erlangt worden ist und der Vorteil von nicht zu häufigen Berichten an das Hauptquartier.»

Den amerikanischen Geschäftsleuten imponierte die katholische Eile in manchen Belangen und die Verzögerung in anderen, die Auswertung der Kenntnisse und Fähigkeiten älterer Personen in leitenden Stellungen, der Vorteil einer diplomatischen Haltung in allen Verhandlungen und die Weisheit, unfähige Männer aus dem Amt zu entfernen. Weiter beeindruckten die Vorteile einer festen Linie, die von allen verstanden und befolgt werden kann, der Langsamkeit im Loben und der noch grösseren, bis eine Verurteilung erfolgt. Die katholische Kirche wisse das Geheimnis zu nutzen, dass die finanzielle Belohnung an sich noch nie ein grosser Antrieb menschlicher Tätigkeit

war, und dass es notwendig ist, eine Tätigkeit beiseite zu legen, wenn diese einmal ihren Wert verloren hat. Einheit des Kommandos, Einfachheit aller Anfänge, strikte Disziplin, eine Atmosphäre des ständigen Kampfes und der Demut, Offenheit für konstruktive Kritik vervollständigen die Liste und, last but not least, die Wichtigkeit der «Verkaufs- oder Überredungsmethodik» mehr durch Demonstration und Beispiel als durch aggressiven Druck.

Nach solchem Lob ist man gespannt auf die amerikanische Kritik. «Es ist ein Irrtum, zu glauben», heisst es da, «dass die katholische Kirche schon immer gut verwaltet worden sei. Gute Verwaltung und äusserster Eifer waren zweifellos für die ersten fünf Jahrhunderte der Kirchengeschichte verantwortlich, aber dann folgten 1000 Jahre, in denen die Verwaltung kaum als bedeutend bezeichnet werden kann. Es zeigt sich keine Spur von Verwaltungstechnischer Tüchtigkeit vor Sixtus V. im Jahre 1588, der als erster Papst kirchliche Autorität und Verantwortung delegierte. Pius X. in diesem Jahrhundert blieb es vorbehalten, die moderne Struktur und Methodik zu erreichen, die die Tätigkeit der Kirche heute charakterisieren.»

Diese Leistung weist jedoch in den Augen des amerikanischen Management-Instituts zwei Hauptschwächen auf: «Zu geringe Vorkehrungen für *Forschungstätigkeit* im ‚Hauptquartier‘, deren Ergebnisse den Bischöfen auf Ansuchen zur Verfügung gestellt werden könnten.» Der Heilige Stuhl habe einen Teil seiner Büros für statistische Zwecke der italienischen Regierung zur Verfügung gestellt, obwohl diese weit vorteilhafter für die eigene Forschung ausgewertet werden könnten. – *Konzentration* von viel zu viel Verantwortlichkeit in den Händen des Papstes, zur Beeinträchtigung seiner Gesundheit, seiner Studien und seiner geistigen Führungskraft. «Papst Pius XII. empfängt täglich ungefähr 2000 Besucher. Er arbeitet sieben Tage in der Woche und hat keine Freizeit, ausser für Mahlzeiten und Gebet. Kein anderer weltlicher oder geistlicher Herrscher hat ein derartiges erstaunliches Pensum zu bewältigen.»

Im amerikanischen Bericht, in dem bewundernd festgestellt wird, die Kirche habe die menschliche Zivilisation vor den Angriffen der Barbaren gerettet und sei fast 700 Jahre der alleinige Schulmeister und Bibliothekar Europas gewesen, wird die Tatsache beklagt, dass erst seit dem 13. Jahrhundert Dokumente über Kirchengut und kirchliche Tätigkeit gesammelt worden seien. Während in Rom heute «efficiency» die Regel sei, werde solche *Tüchtigkeit nur unzureichend exportiert*. «Viele kirchliche Institutionen haben ihren Sitz in Häusern, die für ihre Zwecke schlecht geeignet sind. Andere Schulen und Spitäler in der ganzen Welt sind altmodisch und unbrauchbar, und obwohl sie benützt werden müssen, sind keine Gelder für ihre Erneuerung oder Ersetzung zurückgelegt worden. Das berühmte finanzielle Genie der Kirche hätte da wirklich vorteilhafter wirken können. Im künstlerischen Geschmack steht die Kirche heute stark hinter den Zeiten ihrer einstigen Grösse zurück. Das katholische Leben vieler Länder ist durch eine Gewöhnlichkeit gekennzeichnet, die Rom selbst nicht kennt.»

Während zu Beginn ihrer Geschichte die Kirche eine durchaus demokratische Organisation darstellte, deren Klerus von den lokalen Gemeinden gewählt wurde, habe heute kein katholischer Laie an sich eine Stimme in der kirchlichen Regierung mehr.

Kirche und Mittelschichten

Das Management-Institut beklagt im besonderen das kirchliche *Versagen beim Mittelstand*. «Seine Vertreter gehören weder zu den eifrigsten Führern noch zur grossen Mehrheit der Gläubigen. Die Bischöfe und Kardinäle kommen zu häufig aus den Häusern des Adels oder der Armen.»

Der langsame Fortschritt der Kirche in Amerika wird besonders diesem Versagen zugeschrieben und wesentlich mit der Ablehnung jeglicher Monopolstellungen von seiten der

modernen Mittelklassen erklärt. «Da es in Amerika nur wenige sehr Reiche und Arme gibt, muss die katholische Kirche entweder eine Änderung der amerikanischen wirtschaftlichen Struktur abwarten, oder aber sich den Mittelschichten in einem annehmbaren Gewande zeigen.» Der Bericht empfiehlt im besonderen, dass ein positiver Kreuzzug zur Rettung der im Zuge eines rein materiellen Fortschrittes auszusterben drohenden *Familie* weit erfolgreicher sein dürfte und auch von nicht-katholischen Kreisen unterstützt werden würde, als alle rein negativen Massnahmen gegen Geburtenkontrolle und Scheidungen.

«Propaganda Fidei» und Public Relations

Auf dem Gebiet der «Propaganda Fidei» wird die Leistung der Kirche als «so ausserordentlich» bezeichnet, dass ihr selbst das Wort Propaganda entliehen und dann entstellt wurde. Eine ernste Schwäche der Kirche sei die Vielfalt ihrer Veröffentlichungen, die keine besonderen Anstrengungen machen, wirklich erstklassig zu sein. «Zum Beispiel ist der ‚Christian Science Monitor‘ eine der besten Tageszeitungen in der Welt, und wir sind erstaunt, dass die grosse katholische Leserschaft nicht einen gleich hohen Masstab in der Tages- oder Wochenpresse erreicht hat. . . Wie ist es möglich, dass eine andere kleinere Organisation bessere Weltnachrichten bringen kann, als die auf Grund ihres weitverzweigten Nachrichtenwesens berühmte katholische Kirche?»

Public Relations ist ein weiteres Tätigkeitsgebiet, auf dem die Kirche eine schlechte Note erhält. «Nachdem sie zuerst das Wort Propaganda verwendet hat, unterlässt sie es, dafür die besten Geister einzusetzen. Immer wieder zeigt sie sich von ihrer schwächsten Seite, obwohl sie so leicht ihre beste zeigen könnte.»

Mit Erstaunen wird die gewaltige Vermehrung jener Bemühungen verzeichnet, die auf Gewinnung von *Konvertiten* ausgerichtet sind. «Das mag vielleicht die beste Methode sein», sagen die Amerikaner, «aber wäre es nicht besser, wenn die verschiedenen Anstrengungen voneinander wüssten und durch gegenseitigen Austausch von Erfahrungen zur wirkungsvollsten Methodik gelangen könnten?» Es wird das Beispiel der grossen amerikanischen Postbestellungsfirmen (Mail Orders) genannt, die, obwohl sie miteinander konkurrieren, ihre Erfahrungen gegenseitig austauschen.

Über kirchliche Finanzwirtschaft

Auch das finanzielle Gebaren der Kirche wird unter die kritische Lupe genommen. Die amerikanischen Berichtersteller fanden die Vatikanbank nur schwer zugänglich. Sie bedauern, dass kirchliche Kreise seit Jahrhunderten von den Möglichkeiten *finanzieller Investitionen* ausserhalb Italiens anscheinend nichts gewusst haben. «Eine starke finanzielle Beteiligung an *italienischen Banken* und am Hotelgewerbe erscheint uns nicht als die beste Investitionsmöglichkeit für eine Organisation, die über jeden Windstoss in allen Weltteilen Bescheid weiss.»

Die Tatsache wird hervorgehoben, dass «die katholische Kirche die einzige Regierung der Welt ist, die *keine öffentliche Aufstellung ihrer Finanzen* gibt. Viele Privatfirmen geben heute ihren Kunden über ihre Finanzen besser Bescheid als die katholische Kirche ihren Mitgliedern. Die Forderung nach solchen Veröffentlichungen scheint wenigstens in jenen Ländern gerechtfertigt, die von Kirchensteuern befreit sind, allein schon, weil solche Geheimnistuerei weitgehende Kritik hervorrufen muss. Der vielgerühmte Reichtum der Kirche würde dann in einem andern Licht erscheinen. Welcher Kapitalist möchte schon ein Spital, eine Schule oder eine Kirche besitzen? Solcher Besitz ist weniger ein Aktivum als ein wohlthätiges Passivum. Niemand kann Anstoss daran nehmen, dass Kirchen, Spitäler, Schulen und karitative Institutionen und die fünf Millionen in ihnen tätigen Männer und Frauen einen Jahresumsatz von fünf Billionen Dollars erfordern. Kann aber eine sol-

che gigantische finanzielle Tätigkeit ohne flüssiges Kapital und ohne Investitionen erfolgreich abgewickelt werden?»

«Mittelalterliche und autoritäre» Organisation

Die eigentliche Organisation der Kirche wird vom amerikanischen Institut als «mittelalterlich und autoritär» bezeichnet. In seinen Augen bieten die gegenwärtigen Bestimmungen über Papstwahl und Kardinalsernennungen keine genügende Sicherung gegen das Aufsteigen von ungeeigneten Personen. «Neunzig Päpste sind seit Alexander III. von den Kardinälen gewählt worden, mit zwei Ausnahmen alle Italiener. Nur drei wurden heiliggesprochen, was nicht sehr für die eigene günstige Meinung der Kirche über diese Männer spricht.»

Vom amerikanischen efficiency-Standpunkt aus sind die alten Kardinäle eine offensichtliche Belastung. Ebenso die Tatsache, dass «sie weitgehend italienische Kreise zu repräsentieren scheinen, denen es vielleicht mehr um die Wiederaufrichtung des Heiligen Römischen Reiches als um einen starken Episkopat in der Provinz zu tun ist». In Verwaltungsangelegenheiten, die doch eine fortschrittliche Sicht verlangen, blickten die Kardinäle eher rückwärts als vorwärts, wenn auch Papst Pius XII. hier viele gute Neuerungen geschaffen habe. Heute würden doch auch jüngere Kardinäle ernannt, wenn auch das Alter der zwölf den römischen Kongregationen und Tribunalen vorstehenden Kardinäle zwischen 71 und 83 liege. «Wäre die Rücktrittsmöglichkeit, wie sie bei Bischöfen zulässig ist, nicht auch bei Kardinälen ein Vorteil?», stellt das amerikanische Institut die Frage.

Dass die Kirche, wenn notwendig, schnell arbeiten kann, wird in der Tatsache gesehen, dass etwa das kanonische Recht innerhalb von 14 Jahren (1904–18) modernisiert werden konnte, bei einer Arbeitsleistung, die die besten Kirchenrechtler der Welt in Anspruch nahm und nur 20 000 Dollars kostete. Für den Irrtum, dass Zeitspannen in der Kirche keine Bedeutung hätten, wird die Ritenkongregation verantwortlich gemacht, deren Prozesse der Selig- und Heiligsprechung oft Jahrhunderte währen, wie zum Beispiel heute noch 328 Fälle seit dem 14. Jahrhundert ausständig sind. Gegen solche langsame Methoden, die die Genauigkeit höher stellen als die Zeit, haben die Amerikaner nichts einzuwenden. Auffällig finden sie indessen, dass der Auslage von 20 000 Dollars für das neue Kirchenrecht Kosten von etwa 50 000 Dollars für eine einzige Heiligsprechung gegenüberstehen. Dass «Zeit» in Rom nicht ein gering geschätzter Begriff ist, scheint den Amerikanern jedenfalls auch bewusst geworden zu sein, weil im Vatikan «jedermann genau zu wissen scheint, wohin er geht und warum».

Für die grosse Verschiedenheit in der *Verwaltung von Diözesen*, fanden die Amerikaner, gebe es anscheinend keinen allgemeinen Masstab. Sie hielten es für alle sehr nützlich, wenn solche gemeinsame Maßstäbe zugänglich gemacht werden könnten. Den deutschen Diözesen wird das Lob besonderer verwaltungstechnischer Efficiency erteilt. Die Amerikanischen hätten den Vorteil, nicht mit politischen und Steuerfragen belastet zu sein. Selbst im Lande der Managers sind anscheinend nicht alle kirchlichen Administrationen so tüchtig wie weltliche Geschäftsleute. Die lateinischen Länder werden organisatorisch am schlechtesten bewertet, trotz ihrer längeren Erfahrung. «Wir sind nicht bereit», heisst es kurz und bündig, «die Gründe dafür zu nennen und zu klassifizieren.»

Das System des *Nepotismus* in der Kirche wird als «eingeschränkt, aber nicht beseitigt» bezeichnet. Unter dem Einfluss weltlicher Mächte habe der Kreislauf der Kirchengeschichte «vom Idealismus zur Arroganz und schliesslich zur Korruption» geführt, doch mit dem 19. Jahrhundert habe ein neuer Aufstieg zu «den höchsten Früchten geistiger Zielsetzung» begonnen. Die Kirche habe bisher nur ungenügend die Bedeutung sowohl des modernen Industrialismus wie der Kapitalansammlung in korporativen Händen wahrgenommen. Sie

habe auch in der Ausbildung jüngerer Kräfte und in deren hinreichendem Training zur Übernahme von Verantwortung versagt. Bedauerlicherweise habe es die Kirche, die doch genügend die Gefahren eines unformen staatlichen Erziehungsmonopols erfahren habe, bis jetzt nicht verstanden, die Gültigkeit ihrer heutigen Forderung von dezentralisierten Erziehungsprogrammen und freien Schulen vor der Welt überzeugend zu vertreten.

Die amerikanischen Katholiken und der Vatikan

Die Untersuchung des Institute of Management wurde natürlich nicht vom Vatikan angefordert, aber auch nicht verhindert. Man mag über sie denken wie man will, als «typisch amerikanisch» wird man sie nicht einfach abtun können; denn sie entspricht dem heute anwachsenden Einfluss Amerikas auf Europa. An der Begegnung zwischen der katholischen Kirche und Amerika werden die amerikanischen Katholiken selbst zweifellos einen gesteigerten Anteil nehmen.

Bei den amerikanischen Katholiken haben sich irische, deutsche, italienische und osteuropäische katholische Überlieferungen der eingewanderten Generationen zu einer amerikanischen Mischung verschmolzen, die zwar noch keine amerikanisch-katholisch-kulturelle Einheit erreicht hat, sich aber fortschreitend von der europäischen religiösen Tradition, zumal des 17. und 18. Jahrhunderts, differenziert. Dieser Bewegung gegenüber verkörpert das katholische Rom den Geist der Gegenreformation und jene monarchische Struktur, die vor der französischen Revolution der allgemeinen Ordnung in Europa entsprach. Die Bemerkungen des amerikanischen Instituts über den ständig wachsenden kirchlichen Verwaltungsapparat und die persönliche Überlastung des Papstes sind unbestreitbar. Mit seiner grossen sprachlichen Begabung hat Papst Pius XII. ein Beispiel gegeben, das seine Nachfolger werden beachten müssen. Im Zeitalter des Fernsehens wird es überdies möglich sein, nicht nur die Stimme, sondern auch das Bild des Heiligen Vaters bis zu den entferntesten katholischen Versammlungen der Welt zu übertragen. In allen Gegenden wird der Einfluss der Kirche wachsen, was eine Vermehrung der Verwaltungsgeschäfte und notgedrungen eine Verstärkung des Kardinalskollegiums verlangt.

Durch den zu erwartenden wachsenden amerikanischen Einfluss in Rom ist mit einer Verbreiterung der heutigen kirchlichen Verwaltung, wahrscheinlich durch vermehrte Indienststellung von Prälaten, zu rechnen. Amerikanische Geschäftsmethoden haben paradoxerweise nicht nur zur Arbeitersparnis, sondern auch zur Vervielfältigung bürokratischer Einrichtungen geführt. Ein weiteres Ergebnis des wachsenden amerikanischen Einflusses dürfte eine bessere Besoldung der vatikanischen Angestellten sein, sowie ein stärkeres Bewusstsein von der Bedeutung der öffentlichen Meinung innerhalb wie besonders ausserhalb der Kirche. Die Untersuchung des amerikanischen Management-Instituts ist selber ein Beweis dafür, mit welcher Sympathie und welchem Respekt die katholische Kirche heute in fernstehenden Kreisen beurteilt wird.

Die neue Welt sieht in der katholischen Kirche, soweit diese in ihrer sichtbaren Struktur das Vermächtnis der Gegenreformation bewahrt hat, manches, das mit der eigenen Überlieferung widersprüchlich ist. Besonders den legalistischen und autoritären Anschauungen und dem Vertrauen auf die beschützende Macht des Staates stehen heute die freiheitlichen, sich selbst genügenden und auf freiwilliger Zusammenarbeit beruhenden Ideen des anglo-amerikanischen Katholizismus gegenüber. Letztere entsprechen der geschichtlichen Situation des Frühchristentums, die heute in der gesamten Welt erneut Verständnis und Gültigkeit zu finden beginnt.

Für die fruchtbringende Begegnung dieser beiden geschichtlichen Überlieferungen wird es bedeutsam sein, dass der falsche Eindruck verwischt wird, die katholische Kirche sei untrenn-

bar mit den Merkmalen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts verbunden, und die sichtbare Gestalt der Kirche, wie sie sich durch den Kampf mit dem Protestantismus in den

nachtridentinischen Jahrhunderten herausbildete, halte an Charakteristiken fest, die sich zwar zur gegebenen Zeit bewährt haben, aber durchaus nicht zum Wesen der Kirche gehören.

Felix Holt

Der Katholizismus in Österreich seit dem Zweiten Weltkrieg

(2. Teil)

Wen und was hat nicht alles eine oberhirtliche Aufsicht zu überwachen! Zu den altüberkommenen Aufgaben sind andere getreten, von denen sich noch vor einem Halbjahrhundert niemand etwas träumen liess. Da gibt es etwa, beim Wiener Ordinariat, neben der Kanzlei, der Finanzkammer, dem Bauamt, den Ämtern für Seelsorge und für Unterricht, dem Diözesangericht, Kommissionen für Liturgie und für Kirchenmusik, sodann die Katholische Aktion mit ihren vielen Verzweigungen, der Männer- und der Frauenbewegung, der Katholischen Jugend, dem Familienwerk, der Hochschuljugend, dem Verband katholischer Akademiker, dem katholischer Publizisten, dem Bildungswerk, der Stelle für Buch und Schrifttum, der Arbeitsgemeinschaft für Rundfunkfragen, der Beratungsstelle für Berufsfragen. Karitative Einrichtungen, darunter die Gemeinschaft für Soforthilfe, die Studentenfürsorge, die Klemensgemeinde für Heimatvertriebene, das Krankenwerk, berufsständische Gemeinschaften der Ärzte, der Lehrer und der Mittelschulprofessoren, kulturelle Einrichtungen, wie die Katholische Akademie, die Katholische Presseagentur, die Filmkommission, das Päpstliche Missionswerk, das Dom- und Diözesanmuseum: das alles fügt sich in die grossartige Organisation, die den Katholizismus in lebendiger, fruchtbarer Verbindung mit dem öffentlichen Leben, mit den Zeitströmungen, mit seinen Bekennern und dabei mit den ewigen, nie verströmenden Quellen seiner Wesenheit erhalten soll.

Intelligenz und Bürgertum

Das Ergebnis so emsiger, vielfältiger Bestrebungen hat sich vor allem in zwei Schichten der Bevölkerung segensreich gezeigt: bei der sogenannten Intelligenz und beim mittleren und kleinen Bürgertum. Über den Einhalt, der dem Vordringen des Unglaubens gerade in den Kreisen geboten wurde, die in Frankreich vom Vulgärmaterialismus der Radikalen und der SFIO erfasst werden, ist nicht viel Spektakuläres zu erzählen; dennoch hat dieser Vorgang grosse Bedeutung, weil er dem österreichischen Katholizismus eine breite Basis in einer Gruppe sichert, die wirksam den Massen der Bauern zur Seite treten kann, während wir offen eingestehen müssen, dass ein umfänglicherer Vorstoss in die weithin entchristlichte Arbeiterschaft, samt deren klassenmässig nächstverwandten Anrainern, den Angestellten, bisher, ungeachtet aller Mühen, nicht gelungen ist.

Der Wahlerfolg, den die ÖVP beim Urnengang im Mai dieses Jahres bei einigen Randschichten der sozialistischen Wählerschaft erzielen konnte, zumal in Wien und in einigen Provinzhauptstädten, darf nicht ohne weiteres als Anzeichen einer religiösen Umkehr gepriesen werden. Immerhin eröffnet er Aussichten, auch jenseits der politischen und wirtschaftlichen Erwägungen, die bei der Abkehr von der SPÖ entscheidend mitgewirkt haben, die weltanschauliche Position des Marxismus beim Nachwuchs der Arbeiterschaft zu erschüttern.

Mit umso herzlicherer Befriedigung können wir dagegen das Wiedergewinnen eines erheblichen Teils der geistig Schaffenden feststellen. Das, was sich bereits in den letzten

Jahren der Habsburgermonarchie und in denen der Ersten Republik angebahnt hat, ist in wachsender Masse verwirklicht worden. Katholischer Geist durchzieht heute Dichtung und Kunst, Denken und Wissenschaft Österreichs. Er dominiert auf Gebieten, aus denen er in der Epoche des überheblichen Liberalismus völlig verbannt und noch in der Zwischenkriegszeit auf einen bescheidenen Platz verwiesen schien. Denken wir an die Blüte der Theologie, von der die Namen *Rahner*, *Pfiegler* und *Jellouschek* zeugen; an christliche Philosophen wie *Aloys Dempf* und *Leo Gabriel*, an Historiker wie *Hantsch*, an Juristen vom Rang eines *Verdross* oder des verstorbenen *Adamovich*, an Mediziner von Weltruf wie *Arzt*, *Schönbauer* und *Breitner*. Die glänzendsten Namen der Kunst – der geniale Architekt *Holzmeister*, der Bildhauer *Wotruba*, der Maler *Kokoschka* – können ebenso dem katholischen Raum zugeordnet werden wie die bedeutendsten Dichter und Schriftsteller – die verstorbene *Paula von Preradovic*, *Max Mell*, *Felix Braun*, *Paula Grogger*, *Rudolf Henz*, *Franz Theodor Csokor*, *Alexander Lernet-Holenia*, *Gertrud Fussenegger*, *Christina Busta*. Fortwirken, aus katholischer Wurzel stammend, die gewaltige religionsgeschichtliche Schöpfung *P. Wilhelm Schmidts*, des Wahlösterreichers, und seiner «Anthropos»-Schule von St. Gabriel, das soziologische Denken *Othmar Spann*s, die literarhistorischen Erkenntnisse *Josef Nadlers*, die stolz-schlichte kritische Einsicht und sammelnde Kraft *Ludwig von Fickers* und des «Brenner»-Kreises, die revolutionär-antirevolutionär erschütternde Kunstbetrachtung *Hans Sedlmayrs*.

Es sei sodann vermerkt, welchen Aufschwungs sich der Katholizismus auf dem Gebiet der Presse rühmen darf. Eine Zeitschrift wie «Wort und Wahrheit», ein Wochenblatt wie die (österreichische) «Furche» haben höchsten Rang, und sie geniessen dementsprechendes Ansehen bei Freund und weltanschaulichen Gegnern. Gewiss ermangelt der österreichische Katholizismus eines täglichen Organs, doch die Zeitungen der ÖVP sind von gläubigen Söhnen der Kirche redigiert. Die beiden großen «unabhängigen» Tageszeitungen («Presse» und «Salzburger Nachrichten») werden von Katholiken geleitet, und sie widmen religiösen Fragen viel Aufmerksamkeit. Und wenn die sozialistische Presse in politischer und weltanschaulicher Beziehung den, schon erwähnten, antiklerikalen Standpunkt nicht verleugnen kann, so nimmt sie in der Form auf die gläubige Bevölkerung Rücksicht. Gelegentlich begegnet man auch – allerdings wahltaktischen Beweggründen zuzuschreibenden – Verbeugungen vor der Hierarchie oder vor katholischen Autoren, wenn die sozialistischen Zeitungen Worte hoher geistlicher Würdenträger oder angesehener katholischer Schriftsteller für sich auszuschrotten suchen, wie etwa Äußerungen des Wiener Koadjutors Erzbischof Jáchym über die Wohnungsnot...

Intensivierung des religiösen Lebens

Unter den positiven Eindrücken, die wir aus der Entwicklung des abgelaufenen Jahrzehnts schöpfen, nennen wir nunmehr die unbezweifelbare Verinnerlichung und Intensivierung

des eigentlichen religiösen Lebens. Wir müssen ehrlich vorausschicken, dass es sich dabei weniger um ein Vordringen in die Bezirke des Unglaubens handelt, als um Erfolge im Bereich der Gläubigen und um das Festigen, das Stützen Wankender. Statistiken, auf die wir schon mehrfach hingewiesen haben, die wir aber nicht endlos zu Tode hetzen möchten, beweisen, dass z. B. die Zahl der Kirchenbesuche, der Kommunionen, der religiösen Trauungen, der Taufen ungefähr stationär bleibt. Als bemerkenswerten Lichtblick heben wir hervor, dass die Kirchengastritte stark zurückgehen: in der Wiener Erzdiözese von 1953 zum Folgejahr von 6023 auf 3710.

Wichtiger als diese Ziffern dünken uns indessen die Beobachtungen, die wir an lebendigen Beispielen machen konnten. Durch keine Statistik lässt sich ausdrücken, wie sehr in diesen Jahren die Andacht der Kirchenbesucher gewachsen ist; wie feierlicher, würdiger sich der Gottesdienst gestaltet. Als entscheidende Errungenschaften enthüllen sich uns: der behutsame Abbau des folkloristischen Elements, bei gleichzeitiger Erweiterung der aktiven Teilnahme des Volkes an Messe und jederlei Gebet; die Befreiung der Liturgie von störendem Beiwerk; im Zusammenhang damit die grossartige Wirksamkeit des Klosterneuburger Chorherrn *Pius Parsch*, des Anregers und Leiters der Volksliturgischen Bewegung, die den breiten Massen das Verständnis der heiligen Texte und überhaupt das «Leben mit der Kirche» möglich und lieb macht – hundert Millionen Messtexte hat der von glühendem Eifer erfüllte, vor zwei Jahren im Psalmistenalter verstorbene, Priester verbreiten geholfen. Als mittelbare Folge der Verinnerlichung des wohlbegriffenen Gottesdienstes erblicken wir ferner das taktvolle und vorsichtige Zurückdrängen zufälliger, ja recht unerwünschter Zutaten des kirchlichen Lebens. Was gehört alles dazu, um den Wienern beizubringen, dass es in der Karwoche nicht darauf ankommt, eine Rekordzahl von «Heiligen Gräbern» zu besuchen, dass die Firmung nicht einen Annex zur goldenen Uhr, zur Praterfahrt und zum ersten Rausch bildet, dass eine «schöne Leich» mit zahlreichen «Pompfüeberern» keine Anweisung auf die ewige Seligkeit darstellt! Auf dem flachen Lande hat der Klerus mit ähnlichen, lokal abgewandelten Sitten und Unsitten zu kämpfen. Wobei dann noch zu vermeiden ist, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Nichts wäre törichter, als unschuldige, liebgewordene Volksbräuche aus zelotischem Puritanismus zu verdammen!

Forderungen des verjüngten Episkopats

Die weise Kirchenführung des Episkopats, der in den letzten Jahren auf sechs von neun Diözesen und apostolischen Administraturen neue Oberhirten berufen sah, hat offenbar, ungeachtet der schon geschilderten grossen Erfolge auf einzelnen Sektoren, als die beiden vordringlichsten Anliegen der Seelsorge betrachtet, die vorhandenen Scharen der Gläubigen in deren religiösem Leben zu stärken und weiteren Verlusten vorzubeugen, ehe – Ziel einer hoffentlich nicht fernen Zukunft – von dieser konsolidierten Grundlage aus Missionswerben bei den der Kirche entfremdeten Schichten begonnen werden soll. Um aber den Besitzstand zu wahren, der, von den Vätern erbt, immer wieder neu erworben werden muss, und um die unverlierbaren heiligen Rechte der Kirche zu schirmen, sieht sich die Hierarchie, und mit ihr der gesamte österreichische Katholizismus, zu einer Reihe von Forderungen veranlasst, die im Staat – und nicht selten: gegen den Widerspruch mächtiger, ja übermächtiger Faktoren dieses Staates – durchgesetzt werden sollen. Sie haben auf dem österreichischen Katholikentag vom September 1952 die laute Zustimmung der nach Hunderttausenden zählenden Gläubigen gefunden. Von jener Kundgebung des festen Willens, die dennoch in einer Atmosphäre der Duldsamkeit verlief, hat ein erst lauer, dann heisserer, doch mit friedlichen Mitteln geführter Kampf der Geister seinen Ausgang genommen. Verjüngt, ist die Hierarchie sehr geeig-

net, dabei, jenachdem diplomatisch behutsam oder anfeuernd, das Wort zu ergreifen. Erzbischof Jáchym, den man längere Zeit für ausersehen hielt, dem greisen Kardinal Innitzer – dessen persönlicher Koadjutor er unter in der neuesten Kirchengeschichte einmaligen Begleitumständen geworden war – nachzufolgen, ist vom Heiligen Stuhl schliesslich in derselben Eigenschaft der Wiener Erzdiözese beigegeben worden. Der bisherige Koadjutor von St. Pölten, der Öffentlichkeit des gesamten Landes bekannter als der «Presse-Bischof» und weit über die österreichischen Grenzen hinaus geschätzt als hervorragender, polyglotter Gelehrter – Theologe und Religionshistoriker –, ist zum Oberhirten der wichtigsten Diözese seiner Heimat ernannt worden und in ihm erhielt die katholische Kirche einen ebenso frommen wie klugen Leiter des Episkopats, einen weltkundigen, in den Formen schmiegsamen und in den wesentlichen Sachen unbeugsamen Verfechter der kirchlichen Anliegen.

Hier die wichtigsten dieser Begehren: Zunächst die Anerkennung der Rechtsgültigkeit des von Österreich 1934 mit dem Heiligen Stuhl abgeschlossenen Konkordats. Dieses Abkommen ist seinerzeit durch die damaligen gesetzlichen Vertreter des Landes unterfertigt und in aller Form veröffentlicht worden. Schon aus Erwägungen des Völkerrechts kann sich der Vatikan nicht auf innenpolitische Erörterungen einlassen, ob eben jene Wiener Machthaber nach der Ansicht ihrer damaligen Parteigegner und nach derjenigen heutiger Interpreten zur Vertragsunterzeichnung befugt waren. Es geht aber im Streit ums Konkordat weniger um die vorgeschützten formalen Bedenken der Sozialisten (und natürlich der Kommunisten), als um den Wunsch kirchenfeindlicher Sphären, die Bindungen zwischen Staat und Kirche zu lockern, beziehungsweise an die Stelle einer Gleichordnung beider Gewalten und einer dementsprechenden Kompetenzabgrenzung eine Unterordnung der Kirche unter den Staat und eine möglichst umfängliche Ausschaltung christlichen Gedankengutes aus dem öffentlichen Leben zu setzen. Die Lage des Katholizismus ist in der Konkordatsfrage recht schwierig. Einige Bestimmungen, die unter dem Ständestaat möglich waren, sind heute überholt; der Heilige Stuhl und der Episkopat versteifen sich keineswegs darauf, diese beizubehalten. Nur sollen derlei Abänderungen auf dem Wege von Verhandlungen einander ebenbürtiger Partner geschehen und das Prinzip der Gültigkeit des bestehenden Vertrags geachtet werden. Das Haupthindernis einer schnellen Regelung der Konkordatsangelegenheit beruht aber darauf, dass nicht nur SPÖ und KPÖ grundsätzliche Gegner jedes kirchlichen Einflusses sind, dass vielmehr auch in der FPÖ kein besonderer Eifer zur Verteidigung des Konkordats herrscht und dass sogar bei der ÖVP geringe Neigung besteht, seinetwillen mit den andern Parteien einen harten Kulturkampf auszufechten. Andererseits befinden wir uns in Österreich, und da sind stets die überraschendsten Wendungen denkbar. Die gemässigten SPÖ-Führer werden vielleicht in einiger Zeit mit sich reden lassen und in Sachen des Konkordats wie einiger damit zusammenhängender wichtiger Einzelfragen Zugeständnisse auf geistigem Gebiet machen, wenn sie dafür andere, wirtschaftlich-politische Forderungen durchbringen. Zu notieren ist jedenfalls, dass von sozialistischer Seite die Idee eines neuen Konkordats lanciert worden ist.

Neues oder altes Konkordat, bei aller Achtung vor Prinzipien ist es für den österreichischen Katholizismus von noch grösserem Belang, wie die drei Hauptanliegen geregelt werden, bei denen Kirche und Staat als Verhandlungspartner auftreten: Eherecht, Schule und Erziehung, wirtschaftliche Basis der kirchlichen Wirksamkeit. Der Anschluss hat Österreich mit dem in Deutschland geltenden Eherecht bedacht. Einiges davon, etwa die Rassegesetzgebung, ist formell ausser Kraft gesetzt worden. Anderes besteht fort. Dem österreichischen Empfinden entspräche es aber zum Beispiel, Verlobten anheimzugeben, ob sie vor dem Priester oder vor dem

Standesamt heiraten wollen. Derlei Lösung wird auch von den berufenen kirchlichen Behörden angestrebt. Damit wäre zugleich das Problem der Wiederverhehlung Geschiedener aus der Welt geschafft. Die Kirche kann auf dem Grundsatz der Unauflösbarkeit der Ehe beharren; doch Menschen, die es auf sich nehmen, diese Bestimmung zu übertreten, werden nicht daran gehindert, eine staatlich gültige Verbindung miteinander einzugehen. Selbstverständlich kümmert sich die katholische Kirche nicht darum, wie das Eherecht Andersgläubiger oder Glaubensloser geregelt wird. Neben der Anerkennung kirchlicher Trauungen und dem Verzicht auf die obligatorische Zivilehe verlangen die Katholiken ferner eine Gesetzgebung, die in höherem Grade als bisher die Familie schützt. Die erschreckende Zunahme der Scheidungen, das beklagenswerte Los der Kinder zerrütteter Ehen erheischen entschlossenes Eingreifen des Gesetzgebers.

Und damit wären wir beim zweiten Hauptanliegen, das Schule und Erziehung betrifft. Die Kirche fordert Religionsunterricht als echten Pflichtgegenstand – bisher verfügt eine widerspruchsvolle Ordnung, dass der Religionsunterricht obligat ist, jedoch auf Grund blosser Abmeldung durch die Eltern entfällt –; Aufhebung des staatlichen Schulmonopols, Subventionierung katholischer Privatschulen durch Staat, Länder und Gemeinden, und zwar im Verhältnis zur Zahl der an diesen Anstalten unterrichteten Kinder; eine Erziehung, die auch an staatlichen Schulen dem christlichen Geist Rechnung trägt oder die mindestens zu ihm nicht in Widerspruch tritt, und zwar beim Vortrag der Lehrenden wie in den Lehrbüchern. Alle diese Begehren gelten nur den Pflichtschulen und den Mittelschulen (so nennt man in Österreich die «höheren Schulen»). Was die Hochschulen anbelangt, werden keine formellen Änderungen erstrebt. Hier ist die Kirche damit zufrieden, dass bei voller Freiheit der Lehre und des Wettbewerbes überzeugte Katholiken in immer stärkerem Masse als Professoren tätig sind und dass wahrer christlicher Geist die Hörschaft in steigendem Grade beseelt.

Zuletzt: die finanziellen Fragen. Österreich hat einst unter Kaiser Josef II. sehr «grosszügig» kirchliches Eigentum beschlagnahmt. Der damals aus den konfiszierten Reichtümern gebildete Religionsfonds und die Zuwendungen, die der Staat auf Grund des Kongruagesetzes zugunsten des Klerus machte, waren eine gar magere Entschädigung; sie halfen immerhin sehr, der Kirche das Erfüllen mannigfacher Aufgaben zu gestatten. Das Dritte Reich verfügte nach 1938 weitere einschneidende Beschlagnahmen. Seither ist die Kirche wesentlich auf die Erträgnisse der, nach deutschem Muster eingeführten, Kirchensteuern angewiesen. Begreiflicherweise trachtet der Episkopat, vom Staat neuerlich Leistungen zu erreichen, die dann der Kirche eine umfänglichere Wirksamkeit auf karitativem Gebiet und eine weniger knappe Förderung der Bedürfnisse des Kultus erlaubten.

In einzelnen Fällen hat sich der Staat, haben sich die Öffent-

lichkeit und alle Parteien freigebig erwiesen. Als schönstes Beispiel dafür ragt die wiederhergestellte Stefanskirche empor. Als man sie aus ihren Trümmern zu neuem Glanz erweckte, als die sagenumwobene Glocke, die «Pummerin», unter dem Jubel der gesamten Bevölkerung in umgegossener Gestalt den Einzug in die Hauptstadt feierte, da war für einige Zeit nichts von den Gegensätzen zu spüren, die sich im Alltag zwischen den weltanschaulichen und politischen Widersachern erheben. Ein Gleiches empfand man am Tag, da man den gütigen, vielverkannten Erzbischof Kardinal Innitzer zu Grabe trug, und nicht nur der einst sozialistische Bundespräsident Körner und die ÖVP-Minister, sondern auch alle sozialistischen Regierungsmitglieder, dann der sozialistische Bürgermeister *Jonas* mit dem gesamten Stadtsenat im Leichengefolge einherschritten. Und wiederum, als dieselben Würdenträger vollzählig an der Inthronisierung des neuen Erzbischofs König teilnahmen. Sollen diese Erfahrungen nicht obsiegen und dem österreichischen Katholizismus nicht eine fernere Entwicklung beschieden sein, in der er, nachdem er schwere Krisen überwunden hat, bei friedlichem Wettbewerb über seine derzeitige Reichweite hinausgreifen und seine historische Mission in einer erneuten Welt wieder aufnehmen darf?

Diskussionen

Über diese Frage und über die Methoden, die von der Kirche, ihren berufensten Lenkern und den geistig führenden Laien einzuschlagen sind, ist eine leidenschaftliche, weil leiderprobte, Auseinandersetzung im Gange, die auf die mannigfachsten Bezirke übergreift, vom rein Religiösen ins Politische, ins Wirtschaftliche und Soziale, auf Dichtung, Kunst und Wissenschaft. Männer wie der feurige Historiker und Publizist *Friedrich Heer* predigen das «Gespräch mit dem Feind», den «Sprung über den Schatten». Sie vertrauen auf die Werbekraft der katholischen Substanz und sie scheuen nicht zurück vor Anpassung an vielerlei in den Formen, die den weltanschaulichen Gegnern wert und geläufig sind. Andere fürchten von zu nahem Beieinander ein Zerreden der Gegensätze, ein Verschmelzen, das eigentlich ins Aufsaugen der ewigen Wahrheit durch zeitverbundenen Irrtum münden würde. Der Streit der Geister dünkt uns ein erfreuliches Zeichen der Lebendigkeit, die sich der österreichische Katholizismus erhalten oder die er wiedergewonnen hat. Dass dieser Streit in den nötigen Grenzen beharre, dass er zwar befruchtend und im Sinne eines wahren Fortschrittes wirke, doch nicht an unverlierbaren Grundsätzen rüttle, dafür sorgt der verantwortungsbewusste, aufgeschlossene und weise Episkopat, mit dem die Vorsehung Österreich heute gesegnet hat. Durch ihn verbleibt es in stetem engem Kontakt mit Rom, mit der universellen Kirche, in deren allgemeinen Rahmen sich Österreich – eine zwar alte, doch jugendfrische, mitunter etwas eigenwillige und träge, im Grunde aber gehorsame und wohlgeratene, wohlberatene Tochter – harmonisch einfügt. Prof. Dr. Forst de Battaglia

Ursachen der Fehlkritik an neuen Kirchen

Im diesjährigen Heft 7/8 des «Münster» sah sich H. Schnell genötigt, einer ersten Mahnung zur *Sachlichkeit in der Diskussion* um moderne Kirchen das Wort zu reden. Auch Pater Régamey O. P. mahnte wiederholt zur Mässigung und verwies auf die von den Kardinälen und Erzbischöfen Frankreichs genehmigten Richtlinien der bischöflichen Kommission für Seelsorge, Liturgie und sakrale Kunst. Dort wird als dringender Wunsch ausgesprochen: «Möge der christliche Kritiker, wenn es ihm schon gestattet ist, sich frei über die Qualität der Werke auszusprechen, die zu beurteilen er verpflichtet und berechtigt ist, dies nur tun, indem er dabei die Weisungen der Hierarchen und die Person der Künstler und Kritiker, die abweichender Ansicht sein könnten, achtet.» Schon der erste Hinweis auf die Erlaubnis und *Berufung zur Kritik* scheint wichtig. Es ist nicht jeder-

mann berufen, darüber zu urteilen, welches «Geschmeide» (Wamach) der Braut des Lammes in dieser Stunde am besten zu Gesicht steht. Welche Voraussetzung an innerer Zugehörigkeit zur lebendigen Kirche sowie an Fachkenntnis ist damit stillschweigend gemacht! Und dann die Pflicht der Liebe, auch in der Kritik! Jedes Urteil sollte sich als demütiger Beitrag am Aufbau des Gotteshauses verstehen. In diesem Sinn mahnt die Kommission, man solle in der Kritik «immer grösstes Verständnis und feinste Unterscheidung zeigen... unerbittliche Urteile vermeiden und in friedfertigen Gesprächen... versuchen, die Inspiration und Ausdrucksform ins rechte Licht zu rücken». Dies sei um so wichtiger, als «eine neuartige Kunst... nur mit einem gewissen Abstand wirklich verstanden und richtig eingeschätzt werden kann». Es wird auch darauf hingewiesen, «dass

ein Kunstwerk nur an Ort und Stelle, in seinem Rahmen und in seiner besonderen Beleuchtung wirklich beurteilt werden kann».

Eine Kritik im Sinne dieser Forderungen wird immer sachlich beginnen müssen, von der strengen Analyse der Gegebenheiten her. Sie wird abwägen müssen, was gelungen ist und was nicht. Es bedarf vielleicht einer eigenen Rechtfertigung, warum man einen Bau auch mit Für und Wider beurteilen kann. Die Patres Donceur, Michels sowie H. Schnell sind in ihren Stellungnahmen zu Ronchamp in diesem Sinn verfahren und kamen zu dem Ergebnis, dass der Bau im wesentlichen gelungen sei, doch manches daran auch problematisch bleibe. Vom künstlerischen Standpunkt aus mag es vielleicht nur ein «Gelungen» oder «Vertan» geben. Aber hier, wo es um die Bewertung als sakrales Werk geht, müssen zur Analyse des komplexen Raumerlebnisses noch das Moment des spezifisch christlichen Ausdrucksgehaltes, die Symbolik der Ordnung und die liturgische Eignung geprüft werden. Auf Grund dieser Vielschichtigkeit der Gesichtspunkte kann die reflexive Formulierung des Urteiles dann notwendig zu ebenso vielschichtigen Feststellungen gelangen. Man sollte immer skeptisch sein gegenüber dem Urteil von Leuten, die vor modernen Werken immer gleich Feuer und Flamme oder Abwehr und Bitterkeit sind. Freilich ist es auch nicht mit einer spitzfindigen Unterscheidung getan, die trockenes Wort bleibt. Nein! Man muss zum spontanen Erleben des Raumes ebenso fähig sein wie zu nachdenklicher Meditation und Reflexion über seine sinnvolle Ordnung, um zu einem ernst zu nehmenden Urteil zu gelangen. Und wir brauchen solche Urteile, die verantwortet werden können. In diesem Sinne ruft der spanische Pater Rojo O.P. die Berufenen auf, Mut zu innerer Urteilsfindung zu zeigen. Denn «es gilt eine Orientierung zu suchen, Richtlinien zu finden, um streng zu unterscheiden zwischen der echten und der glatten, vermeintlichen sakralen Kunst». Gegenüber Urteilen wie der Paderborner Resolution in bezug auf Ronchamp, worin ohne weiteres eine mehrfache Verletzung der allgemeinen Regeln der Baukunst angekreidet wird, muss doch auch darauf hingewiesen werden, dass solche Richtlinien im Bereich der Formfindung immer erst als Ergebnis und Niederschlag vielfältiger Erfahrungen aus dem neuen Bauen gewonnen werden, nie aber als Postulate gemeint sein können, die der tatsächlichen Entwicklung im Sinne gern gesehener Ideale vorgreifen wollen. Es ist rundweg Anmassung, die neue Bauweise mit dem Anstrich rationaler Rechtfertigung an Hand «allgemeiner Regeln», die man sich aus mehr oder minder begrenzter Einsicht in die geschichtlichen Phänomene zurecht gezimmert hat, auf ihre Übertretungen hin zu testen und zu tadeln. Man kann doch auch Einsiedeln nicht mit den Maßstäben von St. Stephan in Wien verstehen wollen. Und das gilt sogar innerhalb des gleichen Stiles. Jede dieser grossen Bauleistungen der Geschichte ist ebenso ein Aussenseiter, wie sie der Entwicklung verbunden ist. Hätte man sich immer auf die Regeln des alten Stiles berufen, dann wäre es nie zu gotischer oder barocker Baukunst gekommen.

Schnell weist darauf hin, wie auch bei der Beurteilung von Kirchen und anderen Räumen der Unterschied zu bedenken ist, in dem das *Temperament der verschiedenen Völker* und Nationen sich äussert. Dem ernst zu nehmenden Kritiker werden diese Eigenheiten geradezu ins Auge springen. So liebt der Franzose kühne und faszinierende Werte, gerade das, was den Deutschen in Ronchamp und in Vence vielleicht bedenklich stimmen mag; während der Kölner mit seinen nüchternen, wohlgedachten Räumen, die in dieser Hinsicht den schweizerischen nicht unähnlich sind, stark vom Süddeutschen und Österreicher absticht, der gern wärmere Räume und auch in der Führung des Lichtes eine reichere Entfaltung wünscht, ohne dass man ihm deshalb gleich den Vorwurf theatralischer Inszenierung nachrufen muss. Freilich gibt es in all dem offenkundig letzte Grenzen, etwa dem Geschmäckerlichen gegenüber, deren Überschreitung gefährvoll ist, und die auch durch das Temperament nicht mehr gerechtfertigt, sondern höchstens verständlich gemacht werden kann. Andererseits muss man in Österreich strengeren Bildungen des Nordens oder der Schweiz gegenüber nicht gleich im Tone mitleidiger Entschuldigung die Nähe zum Protestantismus nachsagen.

Was der Kritik heute weiterhelfen kann, ist einzig eine strenge Analyse der Phänomene. Gerade daran fehlt es. Nur darum schiessen die subjektiven und unsachlichen Interpretationen so ins Kraut: Das ist ein Vorwurf, der Gegner wie Anbeter der Moderne in gleicher Weise trifft. Eine erste Warnungstafel, die hier aufzurichten ist, lautet: Wer das in Frage stehende Objekt nicht aus eigenem Augenschein kennt, der scheidet in der Kritik aus. Das Versagen der Photographie ist ja offenkundig, wenn man die Wiedergabe mit dem Raumerlebnis vergleicht. Wie oft muss man Urteile, die man sich nach besten Reproduktionen gebildet hat, im einen wie im andern Sinn an Ort und Stelle revidieren. Zudem kommt der fühlbare Mangel an Farbwiedergaben. Wer nicht die feinen Tönungen der Wände spürt oder die farbigen Kontraste berücksichtigt, die sich zwischen grünschimmernden Glasziegelwänden gegenüber rotem Bruchsteinmauerwerk, zwischen dunklem Bodenbelag und hellbraunen Kirchenbänken ergeben, der hat die Raumwirkung nicht erfasst. Gibt es Architekturaufnahmen, die das warme Spielen der Glasfensterfarben über Wände und Boden wiedergeben?

Eine weitere Warnungstafel müsste errichtet werden, um die *Berücksichtigung der örtlichen Gegebenheiten* zu verlangen, mit denen sich der Baumeister auseinandersetzen hatte. Es ist für die Beurteilung sehr von Bedeutung, dass der Grundnachbar bei der Erweiterung der Kirche in Wien-Mauer an die Abtretung des Grundstreifens die Bedingung knüpfte, das neue Seitenschiff dürfe die Fenster im oberen Stockwerk seiner Villa nicht überragen. Berücksichtigt man immer genug, welche Fundamentalschwierigkeiten bei St. Michael in Frankfurt vorlagen? So kam es notgedrungen zum Skelettbau, wo der Architekt Mauerwerk gewünscht

hätte. Hat man im Streit um St. Kanisius in Berlin beachtet, dass der Aussenbau durch umliegende Blocks der Sichtbarkeit entzogen wird, innen aber der für die Wirkung entscheidende Chorraum dann aus finanziellen Gründen weitgehend gestrichen wurde? Wie gut ist die so asymmetrische Anlage von St. Anna in Dürren in die nächste Umgebung gesetzt. Wenn man nicht die verhauten Fassaden in den Gassen um St. Mechtern in Köln gesehen hat, wird man die neutrale Wandgestaltung kaum begreifen. Der Kritiker, der nicht all dieses berücksichtigt, macht sich die Sache zu leicht!

Aber auch das *Urteil des Architekten* über sein eigenes Werk ist häufig von Einseitigkeit bedroht und wird darum massvoll bleiben müssen. Wie oft hört man den Architekten vor seinem Werk erklären, was er alles erreichen wollte und welche Ideenverbindungen sich ihm mit den einzelnen Bauelementen ergaben. Was aber der Architekt bei der Planung im Auge hatte, muss, selbst wenn es im Werk gelungen wäre, durchaus noch nicht das sein, was dem fertigen Bau dann das entscheidende Gepräge gibt. Die Theorien weisen zwar gewisse Richtungen an. Sie sind aber selbst nur Niederschlag der Bauerfahrungen und der Erlebnisse vor vollendeten Werken. Wo diese Theorien zu strenger Norm werden, da droht Rückschritt und Verlust der künstlerischen Werte, deren Wirkung ja immer viel weiter reicht als die theoretische Reflexion sie zu formulieren vermag.

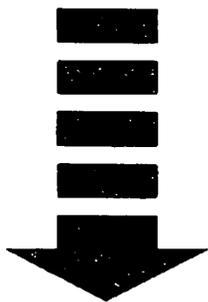
Ist schon das Urteil des Architekten über sein eigenes Werk nicht verlässlich, so muss auch sein Urteil über andere Leistungen sehr mit Vorsicht aufgenommen werden. Gerade die Urteile der Bahnbrecher leiden gewöhnlich an der Unfähigkeit, auch die Leistungen der anderen zu würdigen und ihren Beitrag anzuerkennen. Ihre abfälligen Äusserungen in dieser Richtung müssen darum mit Vorsicht aufgenommen werden. Der grosse Architekt, der so ganz von seinem eigenen Beitrag überzeugt ist, beurteilt alles nur aus seiner Sicht und wird nicht leicht gewahr, dass seine Ideale und seine Werke nicht die einzige Ader darstellen, aus der sich der breite Strom modernen Kirchenbaues schliesslich ergibt. Kirchenarchitekten können in ihren Vorträgen und Publikationen einen lebendigen Einblick bieten in die eigene Weise, sich mit Aufgaben und Forderungen auseinanderzusetzen und dadurch dem Zuhörer oder Leser eine Achtung abnötigen, die stellvertretend für seinen ganzen Stand und die ganze neue Baubewegung gelten mag. Wenn sie aber versuchen, einen objektiven Überblick zu bieten, dann werden ihre Urteile, wie die vorliegenden Publikationen über Entwicklung und Situation des modernen Kirchenbaues zeigen, zumeist einseitig ausfallen.

Auch das Bestreben mancher Kritiker, die ganze Entwicklung im Kirchenbau unter einen einzigen Rahmenbegriff zu fassen, führt leicht zu einer Verengung des Blickfeldes, die einer theoretischen Formulierung zuliebe die tatsächliche Vielseitigkeit des Phänomens opfert, bevor es noch ganz überblickt werden kann. Die gewiss gute Darstellung von Henze ist nicht frei davon, wenn er die Idee vom Zelt zu einseitig als die für die Entwicklung entscheidende und treffendste herausstellt. Architekten, die dann unter dem Eindruck des Schlagwortes die Reindarstellung dieser abstrakten Idee vom «Gotteszelt» versuchen, geraten schliesslich in völlig abwegige Extreme, die sich für die Liturgie als ebenso untragbar erweisen wie ihre Form sinnlos bleibt. Auch die neue Kirche in Salzburg-Parsch ist nicht als Verkörperung der Zeltidee beachtenswert, sondern als ebenso gewagte wie geglückte Auseinandersetzung zwischen neuem Bauen und vorgegebener Scheune, aus der sie entstand. Vielleicht erinnert man sich auch noch an Van Ackens Idee vom christozentrischen Kirchenbau. Sie bot gewiss fruchtbare Anregung. Die Vorschläge im Anhang seines Büchleins aber waren ein Absurdum. Ihre Früchte zeitigte diese Idee erst dort, wo sie in das rechte Gleichgewicht mit den übrigen Forderungen des neuen Bauens trat. So zeigt sich immer wieder, dass Idealvorstellungen oder Grundformen des sakralen Raumes, etwa von der Art wie Schwarz sie 1938 theoretisch formulierte, nur als Anregung und Wegweisung, nie aber als Normen und Rezepte zu verstehen sind. Auch Holzmeister hat in seiner Beispielsammlung «Kirchenbau ewig neu» betont, dass diese Ideale immer erst noch im schöpferischen, Prozess lebendiger Auseinandersetzung mit den jeweiligen Gegebenheiten zu der konkreten Gestalt umgeschmolzen werden, die allein dann des Schemas unverdächtig in ihrer Eignung und Vollendung so beglückend überzeugt. Auch die jungen Architekturschüler, die soviel an Entwürfen zusammenphantasieren, sollten bedenken, dass die individuelle Form einer Kirche schliesslich immer durch konkrete Forderungen geprägt wird.

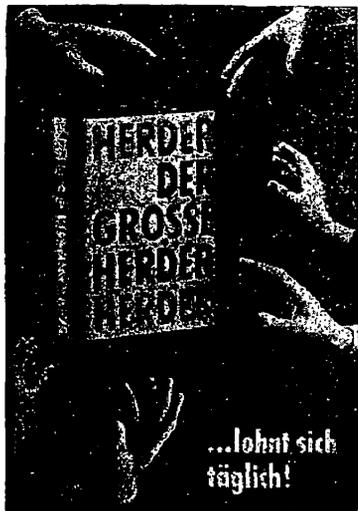
Eine besondere Warnung gilt auch einer Kritik, die sich allzu selbstgefällig auf *Argumente aus der Kunstgeschichte* stützt. Wir stellen fest, dass solche Berufung auf die Geschichte nach dem jeweiligen Aspekt, unter dem das Material zusammengetragen und ausgewertet wird, ganz unterschiedlich ausfällt. Gerade zur Frage nach den Beziehungen zwischen sakraler und profaner Form, wie weit eine Herleitung des einen aus dem andern vorliege, hat die Fachliteratur der letzten Zeit vielfach ganz widerstrebende Ansichten vertreten. Man wird die Richtigkeit der vorgelegten Tatsachen hierbei vielfach anerkennen müssen; die Verallgemeinerungen aber, die daraus geschlossen werden, im Hinblick auf die Befunde der Gegenseite kaum teilen können. Man wird sich die geschichtlichen Entwicklungen viel eher im reichen Wechsel der gebotenen Möglichkeiten, als nach Art eines starren Schemas vorstellen müssen. Darum auch ist all diesen geschichtlichen «Ableitungen» gegenüber grosse Vorsicht geboten.

Dieser kurze Aufweis von Gefahrenquellen in der gegenwärtigen Beurteilung moderner Kirchen dürfte genügen als Grundlage einer wachen Sorge, nicht Unrecht zu tun und Rufmorde an modernen Werken und ihren Urhebern zu vermeiden.

Herbert Muck SJ, Innsbruck



Der Griff zum « Großen Herder »
lohnt sich täglich!



DER GROSSE HERDER

ist vollendet!

Das erste grosse, deutsche Lexikon nach dem Kriege liegt nun vollständig vor! DER GROSSE HERDER steht von A—Z Rede und Antwort auf alle Fragen, die das Leben mit sich bringt. Und wieviel Fragen tauchen nicht täglich auf, im Beruf oder im Haushalt, im Gespräch oder bei der Lektüre!

Bitte verlangen Sie den ausführlichen Sondersprospekt!

VERLAG HERDER FREIBURG/BREISGAU

Neuerscheinung

Alexander Zwettler

ES GESCHAH...

Beispiele für Kanzel und Schule. Reihe «Dienst am Wort»

Band VII, 400 Seiten, Grossoktav, kart., ca. sfr. 12.—

In dieser Sammlung wird die christliche Glaubenslehre vom menschlichen Leben und seinen Erfahrungen her beleuchtet. Dichter, Denker, Wissenschaftler, heilige Männer und Frauen aus allen Ständen und Zeiten legen hier Zeugnis ab von ihrer Begegnung mit Gott, Christus und seiner Kirche. So ist dieses Werk im Grunde ein aus mehr als 2000 Jahren menschlicher Geschichte aufsteigendes Bekenntnis zum lebendigen Gott und zur Wahrheit der Offenbarung.

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK-WIEN-MÜNCHEN

Voranzeige

III. SEELSORGERTAGUNG

vom 7. bis 9. Januar 1957

«Die Frömmigkeit des Laien»

Der erste Tag bietet eine pastoraltheologische Grundlegung, der zweite die Situationsberichte dreier Laien, der dritte die praktischen Anregungen dreier Seelsorger. Die Tagung verbindet wiederum Anregung, Gespräch und Erholung in wohlthuender Weise.

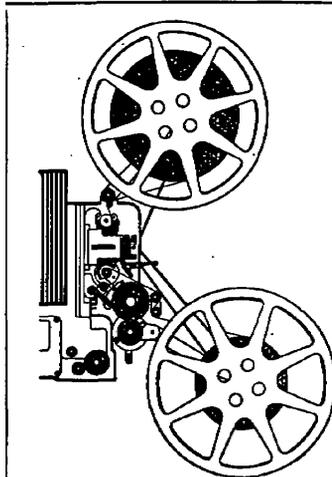
Programme und Anmeldungen ab 15. November 1956:

STUDIENHEIM ST. KLEMENS, EBIKON / LU

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnement- und Inseratannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger u. Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.



Höchste Leistung!

Gut stehendes Bild
kein Flimmern

Regulierbare Tonoptik
für Schwarzweiss
und Farbfilm

Niedriger Preis!

Durch Direktverkauf
ab Generalvertretung:
**R. Bader, Alpenstrasse 49
Dübendorf**
Telephon 051/96 69 95

Ducati Kinoprojektor

für 16 mm
Ton- und Stummfilm

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich